

(Nachdruck verboten.)

13]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Pelle war ein kleiner, harmonisch gebauter Bursche, er hatte sich eine gewisse Mundlichkeit zugelegt, seit er nach Steengården gekommen war. Die Haut strammte sich leuchtend über den Körper und hatte eine warme, sonnengebrannte Farbe. Rud hatte einen dünnen Hals im Verhältnis zu dem Kopf, die Stirn war edig und voller Narben in Folgen von vielem Fallen. Es fehlte ihm an einer festen Herrschaft über seine Glieder, er hatte ein eigenes Talent, sich zu stoßen und zu verletzen; rings umher an seinem ganzen Leibe wimmelte es von blau unterlaufenen Stellen, die gar nicht wieder weggehen wollten — er hatte schlechte Seilhaut. Aber er war nicht so redlich in seinem Neid wie Pelle; er prahlte mit seinen Gebrechen, bis sie wie lauter Vorzüge erschienen, so daß ihn Pelle schließlich aus ehrlichem Herzen beneidete.

Rud besaß nicht Pelles offenen Sinn für die Welt, aber er hatte mehr Instinkt und in gewissen Punkten ein fast geniales Talent, das zu erfassen, was Pelle erst durch Erfahrung lehren mußte. Er war schon in gewissen Maße geizig — und mißtrauisch, ohne bestimmte Gedanken damit zu verbinden. Er verzehrte den Löwenanteil des Essens und hatte zahlreiche Ausreden, um sich von der Arbeit zu drücken.

Hinter ihrem Spiel lag, in die kindlichsten Formen gekleidet, ein Kampf um die Uebermacht, und Pelle war bis auf weiteres derjenige, der den kürzeren zog; schlimmstenfalls verstand Rud es immer zu seinen guten Eigenschaften zu reden und sie gegen ihn zu wenden.

Und bei alledem waren sie die besten Freunde von der Welt und konnten einander nicht entbehren. Pelle sah, wenn er allein war, sehnsüchtig nach der Hütte der „Sau“ hinüber, und Rud riß von zu Hause aus, sobald es ihm nur möglich war.

Es hatte, trotz Lasse, am Morgen stark geregnet, und Pelle war bis auf die Haut durchnäßt. Jetzt zog der blauschwarze Schauer da draußen über das Meer hin, und die Boote standen mitten darin, alle die roten Segel gehißt, und kamen doch nicht vom Fleck. Die Sonne stach und glitzerte auf all dem Nassen, so daß alles entzückt aussah; und Pelle hängte seine Kleider zum Trocknen auf einer Zwergetanne auf.

Es froh ihn, und er kroch unter Pär, die größte der Kühe, die dalag und taute. Die Kühe dampften förmlich, aber Pelles äußere Gliedmaßen, in denen die Kälte sich festgesetzt hatte, wollten nicht wieder geschmeidig werden. Auch die Wangen fielen nach den Zähnen zu ein, und das Zwerchfell bibberte.

Und dann konnte die eine der Geltau ihm nicht mal Ruhe gönnen. Jedesmal, wenn er sich recht unter die Kuh hinein-gehohlet hatte und ein wenig Wärme ansammeln wollte, strebte sie von dannen, über die Grenzscheide hinweg, gen Norden. Da war nichts weiter als Sand, aber zu der Zeit, als sie noch ein Kalb war, hatte da ein Stück Mischkorn gestanden — das wußte sie noch.

Die Geltau waren zwei Kühe, die ihrer Unfruchtbarkeit wegen aus dem Milchvieh ausgeschieden waren. Es waren zwei mürrische Viecher, immer unzufrieden und auf Schabernack bedacht; und Pelle haßte sie gründlich. Zwei rüchtige Pulverhezen waren es, auf die nicht einmal Prügel Eindruck machten. Die eine war eine Brummelkuh, die mitten im friedlichen Gras anfang auf den Boden zu stampfen und zu brummen wie ein wilder Stier; und wenn Pelle auf sie losging, wollte sie ihn auf den Hörnern aufspießen. Kalben konnte sie nicht, aber sie wollte auf den anderen reiten und setzte den gutartigen Kindern Grillen in den Kopf; und sobald sie dazu kommen konnte, fraß sie Pelles Vorratsbündel auf. Die andere Geltau war alt und hatte Kringelhörner, die nach ihren Augen zeigten, von denen das eine einen weißen Augapfel hatte.

Jetzt trieb die Brummelkuh ihr Spiel. Jeden Augenblick mußte Pelle von seinem Lager aufstehen und schelten: „Seda, Blakka, Du niederrächtiges Vieh, willst Du woll machen, daß Du da weg kommst!“ — er war heißer vor Wut. Endlich riß

ihm die Geduld, er griff nach einem gehörigen Spannfloß und schickte sich an, die Kuh einzufangen. Sobald sie die Absicht bemerkte, lief sie in hellen Sprüngen dem Hofe zu. Pelle mußte einen großen Bogen machen, um sie der Herde wieder zuzutreiben. Dann ging es in gestrecktem Galopp zwischen die anderen Kühe hinein und wieder heraus, die Herde geriet in Verwirrung und rannte hierhin und dahin, Pelle mußte für eine Weile den Versuch aufgeben und sie wieder zusammen-treiben. Aber sofort begann er von neuem. Die Erbitterung kochte in ihm und machte ihn springen wie einen Ball, sein nackter Körper zeichnete leuchtende Schleifen auf der grünen Wiese. Er war nur ein paar Klafter von der Kuh entfernt, aber der Abstand verringerte sich nicht, er konnte sie heute absolut nicht einholen.

Oben beim Roggen blieb er stehen, und im selben Augenblick blieb auch die Kuh stehen; sie raufte ein paar Büschel Korn ab und streckte den Kopf lang aus, um die Nüchtung zu wühlen. In zwei Katzenprüngen war Pelle da und faßte sie beim Schwanz. Er schlug ihr den Spannfloß über die Schnauze, so daß sie aus dem Acker herausbimste, und nun ging es in fliegender Eile zu den anderen hinab, während die Schläge auf ihre Knochen herabhagelten. Von den Dänen her klang jeder Schlag zurück wie ein Gieb gegen einen Baumstamm und schwellte Pelles Mut, die Kuh versuchte, ihn während des Laufens abzuschütteln, aber er ließ nicht locker. Sie setzte in langen Sprüngen über den Acker, hin und her, Pelle hing nur noch so und schwebte in der Luft; aber die Schläge fuhren fort, auf sie herabzuregnen. Sie wurde müde und ließ mit dem Laufen nach; schließlich stand sie ganz still, hustete und ließ sich prügeln.

Pelle warf sich glatt auf den Bauch nieder und keuchte. Sa, ha, das hatte ihn doch endlich warm gemacht! Nu wollt er sie schon kriegen, das Beest! — Plötzlich kehrte er sich mit einem Rud auf die Seite herum — der Verwalter! Ein fremder, bärtiger Mann stand über ihn gebeugt und sah ihn mit ernsthaften Augen an. Der Fremde fuhr lange fort, ihn anzustarren, ohne etwas zu sagen, und Pelle wußte sich nicht zu retten und zu bergen vor den Augen; und dann hatte er auch die Sonne gerade ins Gesicht, wenn er den Mann wieder ansehen wollte — und die Kuh stand noch immer da und hustete.

„Was meinst Du, daß der Verwalter jetzt sagen wird?“ fragte der Mann endlich sehr ruhig.

„Ach, der sieht es woll nich,“ flüsterte Pelle und sah sich scheu um.

„Aber der liebe Gott hat es gesehen, denn der sieht alles. Und er führte mich auf Deinen Weg, um dem Bösen in Dir Einhalt zu gebieten, so lange es noch Zeit ist. Wächstest Du nicht gern Gottes Kind sein?“ Der Mann setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand.

Pelle sah da und raufte Gras aus und wünschte, daß er seine Kleider angehabt hätte; er nidte.

„Und dann mußt Du auch nicht vergessen, daß Gott der Vater alles sieht, was Du tust, selbst in der dunkelsten Nacht sieht er es. Wir wandeln immer vor Gottes Antlitz. Aber komm jetzt; es schickt sich nicht, nachend umherzulaufen!“ Der Mann nahm ihn bei der Hand und führte ihn an seine Kleider; dann ging er auf die Nordseite hinüber und trieb das Vieh zusammen, während Pelle sich ankleidete — die Geltau war schon wieder da drüben und hatte ein paar andere mit sich gezogen. Pelle sah ihn verwundert nach, er trieb ganz ruhig das Vieh zurück, brauchte weder Steine noch Rufe. Ehe er zurückkam, hatte Blakka die Grenzscheide schon wieder überschritten; er kehrte zurück und trieb sie weg, ebenso sanftmütig wie vorhin.

„Das ist keine bequeme Kuh,“ sagte er milde, als er zurückkam — „aber Du hast ja junge Veine. Wollen wir den da nicht verbrennen?“, er nahm den dicken Knüttel vom Boden auf — „und unsere Arbeit mit den bloßen Händen verrichten? Gott wird Dir stets beistehen, wenn Not am Mann ist! Und wenn Du ein wahres Kind Gottes sein willst, so mußt Du dem Verwalter heute Abend erzählen, wie Du Dich aufgeführt hast — und Deine Strafe hinnehmen.“ Er legte Pelle seine Hand auf den Kopf und sah ihn eine Weile mit diesem unerträglichen Blick an. Dann ging er, den Knüttel aber nahm er mit.

Pelle sah ihm lange nach. So also sah einer aus, der von Gott gesendet war, um ihn zu warnen! Jetzt wußte er

Das, und es würde lange währen, bis er wieder eine Ruh zu schanden rannte. Aber zum Verwalter gehen und sich selbst melden — und die Peitsche auf den bloßen Weinen zu fühlen — das sollte ihm denn doch nicht einfallen! Dann mochte Gott der Herr lieber böse auf ihn werden — ob der nun auch wirklich alles sehen konnte? Schlimmer als der Zorn des Verwalters konnte er wohl nicht werden.

Den ganzen Vormittag ging er bedrückten Sinnes einher. Die Augen des Mannes ruhten auf ihm bei allem, was er unternahm, raubten ihm seine Unbefangtheit. Er tastete sich schweigend vorwärts und griff alles von einer neuen Seite an; es war nicht rasch, Lärm zu schlagen, wenn man beständig vor dem Antlitz Gottes des Vaters wandelte. Er knallte nicht mit der Peitsche, sondern überlegte im stillen, ob er nicht auch die verbrennen sollte.

Aber kurz vor Mittag kam Rud, und das Ganze war vergessen. Er rauchte auf einem Stück spanischen Rohrs, das er von dem Ofenreiniger seiner Mutter abgeschnitten hatte, und Pelle tauschte sich ein paar Züge für ein Stück Butterbrot ein. Zuerst setzten sie sich hin und ritten auf dem Ochsen Amor, der dalag und wiederläute. Er kaute ruhig, mit geschlossenen Augen weiter, bis Rud ihm das brennende Stück spanischen Rohrs gegen die Schwanzwurzel drückte, da sprang er hastig auf und die Jungen trudelten über seinen Kopf herunter. Sie lachten und malten sich gegenseitig prahlend ihre Purzelbäume aus, während sie an den Feldrain hinaufgingen, um Brombeeren zu suchen. Von da ging es zu Vogelneestern in den kleinen Tannen, und endlich machten sie sich an ihr bestes Spiel — Mäusenester auszugraben.

Pelle kannte jedes Mauseloch in der ganzen Gegend; sie lagen auf dem Bauch und untersuchten sie sorgfältig. „Hier ist eins, das bewohnt ist,“ sagte Rud, „sieh nur, da ist der Misthaufen.“ — „Ja, hier riecht es nach Mäusen,“ bekräftigte Pelle und steckte die Nase in das Nest hinein. „Und die Strohhalmendecken nach außen — die Alten sind offenbar nicht zu Hause!“

Mit Belles Messer schnitten sie den Rasen weg und fingen mit zwei Topfscherben eifrig zu graben an. Die Erde flog ihnen um die Ohren, während sie schwakten und lachten.

„Na, zum Knuckel auch, das geht ja fix!“

„Ja, so schnell kann Ström nicht arbeiten.“ — Ström war ein berühmter Schnellarbeiter, der fünfundzwanzig Dere mehr am Tage bekam als die anderen Schnitter und benutzt wurde, um die Arbeit zu „treiben“.

„Wir kommen gleich direktmang in den Bauch der Erde rein.“

„Ja, aber da in is es glühend heiß.“

„Ach was, Unsinn, nich?“ Pelle hielt bedenklich mit dem Graben inne.

„Ja, das sagt der Schulmeister.“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Belletristik.

II.

Ein ganz wunderbares Buch ist Die Geschichte des jungen Oswald von Felix Sternheim (Hyperion-Verlag S. v. Weber, München). Auf melancholisch-philosophischem Grunde erblüht eine der köstlichsten Liebesgeschichten. Einfach ist die Handlung. Die sorgsam Eltern wollen dem jungen Doktor ihr Gretchen nicht geben, bevor er einen äußeren Erfolg zu verzeichnen hat. So arbeitet er rastlos an einem Drama (warum werden nur alle Unglücklichen Dichter?), ohne zu merken, daß ganz allmählich in der Wartezeit die Liebe des Mädchens zu ihm erkaltet. Als er dem Bruder jubelnd den Erfolg seines Buches und seine Ankunft meldet, wird ihm die vernichtende Antwort von der Verlobung seines ersehnten Gretchens. Aber nicht diese Tragödie hoffender Liebe und grausamer Täuschung ist die Hauptsache, das Herrliche sind die von Leben und Liebe durchhauchten Schilderungen der ersten glücklichen Zeit, die Beobachtungen des frohen Kinderlebens, die begeisterte, idealistische Stimmung, die über dem größten Teil des Buches verschwenderisch ausgegossen liegt. Nicht minder von Wärme durchstrahlt sind Wilhelm Hegeler's: Sonnige Tage, die neu aufgelegt und im wesentlichen umgearbeitet aus dem Verlag Egon Fleischel, Berlin, vorliegen. Hegeler will kein moderner Gräbelndichter sein, spricht nicht mit verkürzten, ahnenmachenden Sätzen, wirrt nicht die Begebenheiten durcheinander, sondern fabuliert fröhlich drauf los. Wendet sich mit seiner ungeflinsten Darstellungsweise an ein harmlos genügsames Publikum. Ein schwerblütiger Altmennech erlebt mit einem Mädchen, das seine Lebens- und Glücksbegierde entflammt, sonnige Tage reichspendender Liebe, bis ihn ein Brief seiner schwermütigen Braut wieder aus den Höhen leidlichbeiger

Freude in die Normalebene treuer Pflichterfüllung zurückruft und er als rechtschaffener Landgerichtsrat nur noch verstohlen, wehmütig seines schönen Abenteurers gedenkt. Ein Unterhaltungsbuch im besseren Sinne. Das Land der Kindheit schließt sich auf in Kurt Hahns Erzählung: Frau Elses Verheißung (A. Langen, München). Ein wenig an Ewalds Vaterbilder gemahnend, nur mit weniger pädagogischer Tendenz. Auch ist es hier die Mutter, an deren Seite, in deren segensvoller Obhut der wilde Junge Erwin heranwächst mit allen seinen flürenden Temperamentsausbrüchen, die die Mutter verzeiht, weil sie sie versteht. Der Autor geht in seiner Geschichte von dem kleinen Feuerlopf selbst mit brennendem Stiel los, so daß auch Stellen kommen, die ein wenig im Rauch liegen, aber immer wieder steigt das Dichterische, so daß man das Buch mit Freuden bis zu Ende liest.

Drängte sich in Kurt Hahns Buch ganz unmerklich eine erzieherische Absicht auf, so spürt man den gewollten Zweck noch stärker in nachfolgenden Tendenzbüchern. In L. Schröckels: Zukunft (Egon Fleischel, Berlin), Ewald Seeligers: Zurück zur Scholle (Georg Müller, München), und: Die zehn Schornsteine von Adolph Köster (A. Langen, München). Schröckel zeigt uns die Umwandlung eines Charakterlumpen, einer egoistisch-brutalen Streberseele durch ein hochgemutes Weib. Das Erlösungsmotiv ist angeknüpft, von der Frau Amtsrichter geht die Läuterung aus, sie rettet den Mann aus kleinlicher Selbstsucht zu Erkenntnis besserer Menschheitsziele. Diese Zukunftsziele: Selbsttreue, Selbstentwicklung, Menschsein, Heiligkeit der Mutterchaft sind geschickt, wenn auch oft in etwas gespreiztem Stil in die Geschehnisse verflochten, im Propagandistischen geht allerdings manchmal die poetische Gestaltungskraft unter. Seeligers Buch handelt von der Misere des Volksschullehrertums im deutschen Osten. Ein vom preussischen System verärgertes Lehrer hängt den Schulmeister an den Nagel und wird Landwirt. Auch hier wird der Roman zum Agitationspult, politische, konfessionelle, Standes- und sonstige Vorurteile werden mit einer eindringlichen Plastik des Stils zur Sprache gebracht. Seeliger ist ein herzhafter und kundiger Anwalt des Volksschullehrerlebens, aber sein Heilmittel: zurück zur Scholle trifft nicht den Kern, obwohl es der kämpferischen Atmosphäre des Buches einen versöhnlichen Abschluß gibt. Von einer unerschütterlichen Lebensanschauung getragen sind die zwölf Novellen Adolph Kösters, prägnant in der Form und voll nachhaltiger Eindrücke. Wundervoll Jan Steenbeds Wahrheit; Der Tod des jungen Osterley von Jacobiens Geist. Das Proletariat ist der Boden, in dem die Wurzeln der Kösterschen Geschichten liegen, und aus ihm heraus erblihen ihm Kraft und Schönheit und Leiden.

Ein Buch des Bahns könnte man Valerius Brjusoffs: Der feurige Engel nennen (Hyperion-Verlag S. v. Weber, München). Der Russe Brjusoff, der in seinen früheren Werken schon mit gewaltigen Phantasien daherkam, läßt hier das 16. Jahrhundert in der Geschichte eines somnabulen Mädchens aufleben, dem der feurige Engel erschienen, und das nun ihr Leben dafür einsetzt, dieser Luftgestalt einmal wirklich in Fleisch und Blut zu begegnen. So macht der visionäre Drang eine Abenteuerin aus ihr, sie schließt sich einem jungen Manne an, der ihr den Engel suchen helfen soll. Im entsetzten Verlangen nach der lichten Traumgestalt ergibt sie sich nach langer Wanderfahrt dessen glühendem Begehren und taumelnde Croix schlägt über beiden zusammen. Doch wieder ringt sie sich los aus den Versuchungen des Teufels, denn dieser eben war es, der in Gestalt des flammenden Engels das Mädchen auf die Wege der Abenteuer und der Zwangshandlungen trieb, die ihr Verderben werden sollten. Sie fällt als Zauberin dem Inquisitionsgericht anheim, wird in den Kerker geworfen und als ihr Geliebter kommt, sie zu befreien, rettet sie der Tod, wie Kaufis Gretchen aus den Krallen des Bahns. Was diese Geschichte lesenstwert macht, ist der klare Chronikstil, der das Zeitalter der Stabalistik, der Alchemie und Magie wie ein Gemälde vor Augen führt, saftig in den Farben, ich möchte sagen, transparent, so daß wir zugleich die Gewalt der Kräfte hindurchschimmern sehen, in deren Bann sich die Geschichte der Menschen formten. Obwohl das Buch von Leidenschaften fast fiebrisch durchglüht ist, bleibt der Stil von jener ruhigen Wildkraft, wie wir ihn auf seine höchste Höhe gebracht in Ricarda Huch's: Das Leben des Grafen Frederigo Confalonieri (Insel-Verlag, Leipzig) wiederfinden. Hier erhebt sich die epische Erzählungskunst zu einer fast statuarischen Kühle, aber plastisch, wie in Erz gegossen stehen auch die Gestalten da. Wer sich für historische Begebenheiten interessiert, die neben einem großen Menschenschicksal zugleich einen großen Charakter zeigen, der wird in dieser Geschichte der heldenhaften Leiden des starwilligen Grafen, der in der Zeit der italienischen Befreiungskämpfe hinter Kerkermauern sich im Dulden stählte, einen reinen, ungetrübten Genuß finden. Man darf mit tieferer Bedeutung und mit Recht von diesem 350seitigen Werk sagen: ein großes Buch. Aus der Kühle chronistischen Berichtes in die gemüthliche Kachelofenwärme führt Rudolf Huch's Kleinstadtgeschichte: Die Rübenstädter (Georg Müller, München). Zwar nennt sie der Verfasser ein Sommerbuch, aber doch liegt über diesen Leuten, die da mit ein bißchen Intrige, Essen und Trinken, ein bisschen Liebe und viel Humor ihr Gessellenleben leben, so viel Familienstubenwärme von jener Art, die einem im Frost literaturfichtiger Besonderheitsbücher wohl tut. Rudolf Seuß ist ein Autor, der Befahren bereitet, mehr will er auch

gar nicht, er erzählt harmlos und ehe man sich's versteht, ist man eingefangen von dieser traulich-fröhlichen Winkelpoesie. Ein nachdenkliches Buch ist Felix Speidels Lebensprobe (A. Langen, Verlag). Bei Speidel mühen sich die Menschen um einander, ohne einander näher zu kommen, über den kleinen Tragödien, die durch-einander geschüttelt sind, thront der Gott der Desillusion. Der Philosoph des Buches, Dr. Holder, der sich die Erkenntnis eringt, daß die Menschen, besonders die Männer, einsam sein müssen, die beiden Geschwister, die Mutter, die den nichts ahnenden Sohn zum Tode pflegt, sind prächtvoll gesehen. Prachtvoll geht ihre Güte durch das Buch der vom Leben Erprobten.

Von bestechendem Esprit französischen Geistes sind die von Dypeln-Bronicowski glänzend verdeutschten Erzählungen des Jacques Tourneprouche aus der klassischen Feder Anatole France (Verlag Bondy, Berlin), die in Form und Grazie dem alten Novellenstil des Boccaccio nichts nachgeben. Zwar leuchtet gar oft ein ironisch-modernes Lächeln hindurch, aber das ist eben gerade der Reiz dieses Schriftstellers, dies spielerische Verschmelzen von zeitfernen Begebenheiten und Mythik mit dem Geist unserer heutigen skeptischen Kultur. Wenn Anatole France die Mythik, die Legende benutzt, um mit feinerer Ueberlegenheit moderne Ideen einzuschmuggeln, blüht bei Selma Lagerlöf Mythik und Sage wie ein reicher, heiliger Garten. Es ist etwas Feierliches in den Büchern dieser schwedischen Dichterin und Gestalterin, und dies Feierliche findet sich auch, wo sie Persönliches kündigt, wie in dem Erzählungsband: Ein Stück Lebensgeschichte. (A. Langen, München.) Alles ist markig und groß, von hartem Ernst, auf das Ehrfürchtige gestimmt und doch das Urzeitliche, der Schatz der Sagen, den sie gehoben, wie das Persönliche ihres strengen Lebens ins Seelische getaucht. Das Einfach-Raube fließt zusammen mit einer tiefen Erkenntnis. Gastete an dem Wort „erbaulich“ nicht ein zu frommer Geruch, bei dem man an das Tugendgefäusel der falschen Volksbeglücker denkt, man könnte die vorliegenden Stücke damit bezeichnen. So wollen wir sie erhebend nennen in ihrer schlicht objektiven und klargedanklichen Art, oder noch richtiger volkstümlich im wahren Sinne. Zu den volkstümlichen Dichtern, allerdings in realistischerer, körperlicherer und gegenwärtiger Art sind auch Anna Croissant-Rust, deren 50. Geburtstag eben in diesen Tagen in Anerkennung ihrer prächtigen Dorsgeschichte gefeiert wurde und Jakob Schaffner zu nennen, der Raabische Innigkeit mit Kellerischer Anschaulichkeit verbindet.

Der letzte Roman der Münchener Schriftstellerin Croissant-Rust: Der Felsenbrunner Hof (Georg Müller, München) ist gar kein Roman, sondern ist Gestalt gewordenes Leben. Denn was sich da auf dem Gutshof abspielt, die Menschen, die da auf ihrer Scholle trockend stehen, kämpfend, mit dem Boden verwachsen, von Leidenschaft berstend und krachend, wie die Erde, die sie bebauen — in diesem ganzen jagenden Sturm von auseinanderprallenden Willen mit dem Sieg der inneren Stärke am Ende fühlen wir den Pulsschlag des Lebens, den heißen Atem der Wirklichkeit. Es wäre an der Zeit, daß man die zahlreichen Bücher der noch immer im Dunkel verweilenden Schildererin bäuerlicher Sitten und Charaktere, die mit der blonden Ganghoferi so gar nichts gemein hat, lesen und — lieben lernte.

An die vielen Bücher Breitgetretener „Lebensläufe“ treten wir allgemach nur noch sehr vorsichtig heran. Allein Jakob Schaffners Handwerksburschenbuch Konrad Pilater (S. Fischer, Berlin) hält uns schon nach ein paar Seiten fest und überzeugt uns, daß wir uns hier in einem frischeren, stärkeren Klima befinden, als nur in dem „Klima der Begebenheiten“. Wohl begleiten wir diesen wunderlichen hellfichtigen und hellhörigen Schustergehilfen auf seiner abenteuerreichen Wanderfahrt, erleben mit ihm Freundschaft, Liebe, Natur und das schwarze Pittichgrauschen des Todes, aber alle diese Erlebnisse fällen sich gleichsam hin an der träumenden, hoffenden, glaubenden Sehnsucht des jungen Pilater, die ihn vorwärts treibt zu dem einen, dem höchsten: zu seiner Bestimmung. Alle Geschehnisse im Leben des einfachen Schusters sind Stationen innerer Befreiung, aus der Asche seiner Erlebnisse soll wie der Vogel Phönix der Mensch steigen, der Mensch, erlöst von seinen Verkleidungen, hingefunden zu seinem tiefsten Selbst. Im quellenden Reichtum frohgemuter Fabulierkunst mischt sich bei Schaffner Raubes und Künstliches; der Klang bleibt volkstümlich, doch schwingen dabei Untertöne mit, die seltsam artistisch in die Primitivität hineinlingen. Als ein rechter Sorgenbrecher, ein willkommenes Unterhaltungsbüchlein auf satirischer Basis ist Karleins „Streifzüge eines Kreuzberggnüters“ (Georg Müller, München) zu bezeichnen. Ist der Kreuzberggnüter auch zuweilen recht bissig, so erweitern sie doch diese zum Teil schon in der „Jugend“ und anderswo gedruckten Zeitlossen und Gelegenheitsgedichte. Daß Karl Ettlinger den Vers spielend beherrscht, hat er schon in seinen Uebersetzungen rühmlichst dargetan, daß ihm aber auch Witz und Schlagkraft siegreich zu Gebote stehen, davon kann man sich in dieser Sammlung ironischen Humors von neuem überzeugen. Ein prächtiges Buch haben wir uns bis zuletzt aufgehoben. Es heißt: Andreas Haukland, Ansiedlergeschichte aus Nordland. (Ugel Junder, Verlag, Berlin.) Man merke sich diesen Dichter, der die Natur hoch oben in den lappländischen Wäldern in ihrer Größe und Furchtbarkeit herzaubert mit ein paar Strichen und der die Menschen in dieser unheilbrohenden Welt des Eises, der Bären, Renntiere, Elche in ihrer Wortlosigkeit und ihrer Kraft ebenso lebensvoll in Beziehung zur grandiosen Natur setzt. Da gibt

es keine bleichen Gefühlskomödien, da regieren Elementargewalten und das Leben der nordischen Ansiedler, täglich bedroht von ihnen, heißt Kampf. Aber die zähe Kraft der Menschen, dieses Lappen Steinar, der in einsamer Waldhütte sein schweres Leben lebt, steht gegen die Råde von Natur und Tier; wundervolle Energien lodern auf und der Bär, der Wolf wird bezwungen, wie die verheerende Natur. Sie reden nicht viel, diese Menschen, sie stellen sich dem Verhängnis, die Muskeln spannen sich, ein ewiges Aufbäumen, Wehren, bis endlich doch der wilde, hungrige, vielmal bezwungene Bär in starrer Bergensamkeit den Menschen zu Tode umarmt. Und kraftvoll, gesund ist auch der Dichter, der einst bagierend als Tauschhändler im Norden herumzog und dort seine Eindrücke sammelte. Man hat Hautland mit Gorki verglichen, aber das stimmt nicht ganz. Denn er hat die farbige Gestaltungskraft eines Jensen, eines Norris, er ist frei von russischer Gräßerei, seine Geschichten weisen die elementare Schrift des Lebens auf, sie sind getränkt von der Atmosphäre des Landes, sie sind unliterarisch im allerbesten und erquidendsten Sinne. J. V.

Die Winterarbeit unserer Vögel.

Von Max Carling.

„Die Arbeit der Vögel ist im allgemeinen gering,“ sagt der bekannte Zoologe Altum. Mit diesem Ausspruch will der genannte Forscher dartun, daß es die Vögel in ihrer Gesamtheit nicht vermögen, eingreifende Veränderungen irgendwelcher Art in der Natur hervorzurufen. Dennoch ist die Arbeit, welche die Vögel durch die Befriedigung ihres Nahrungsbedürfnisses ungewollt für den Naturhaushalt leisten, wichtig und unentbehrlich; denn die Tätigkeit der Vögelwelt ist einer der Faktoren, welche nötig sind, um das Gleichgewicht, die Harmonie in der Natur zu erhalten. Ihre Hauptarbeit leisten naturgemäß die Vögel im Sommer, zur Zeit ihrer höchsten Lebensentfaltung, wenn insofern des erhöhten Energieverbrauches zur Brutzeit eine gesteigerte Nahrungsaufnahme erfolgt. Aber auch im Winter betätigen sich die Vögel, hier zum Nutzen, dort zum Schaden der Menschen, im allgemeinen jedoch zum Wohle der ganzen Natur. Durchgeht man offenen Auges unsere winterstarrten Wälder, so wird man besonders auf die Spuren von Spechtarbeit stoßen. Hier sieht man Bäume, in welche tiefe Löcher gemeißelt sind, dort wieder andere, deren Rinde vom Stamme losgeschlagen ist, und an anderer Stelle Baumstümpfe (Stubben), welche vollständig zerhackt und zerfasert sind. Das ist das Werk unserer Schwarze, Bunt- und Grünspechte. Wenn der Wald uns in seiner glühenden Winterpracht umgibt, wenn die Vegetation ringsum in eisigen Fesseln schlummert, dann begrüßen wir auch das eintönige Klopfen des Spechtes gern als ein Zeichen des Lebens. Durch Anklopfen an die Bäume mit ihrem kräftigen Schnabel stellen die Spechte fest, ob unter der Rinde Insekten ruhen. Am Klange des Holzes erkennen sie, ob in demselben Larven ihre Gänge gezogen haben. Es werden daher in den meisten Fällen nur kranke Bäume von diesen Waldzimmermeistern angeschlagen, in deren entarteten Holze allerlei Käferlarven, Holzmaden und anderes Gewürm ihr zerstörendes Wesen treiben.

Wichtig ist auch die Winterarbeit unserer Meisen. Wo Waldverderber, wie Kiefernmarkläufer, Vorkenläufer usw. auftreten, stellen sich diese beweglichen Vögel sowie Kleiber, Baumläufer und Goldhähnchen bald in größerer Anzahl ein. Sie durchsuchen jede Ritze der Bäume mit ihren spitzigen Schnäbeln; im Gezweige turnen sie kopfüber, kopfunter äußerst geschickt umher. Daß sie auch immer etwas für ihre Schnäbel zu finden wissen, beweist ihr lustiges Pfeifen und Zwitschern im verschneiten Walde. Alles, was Insektengestalt hat, wird von diesen ewig hungrigen Vögeln verzehrt. Aber wie die Meisen sich auf der einen Seite als Feinde der Kerbtiere zeigen, so sind sie denselben auf der anderen Seite dadurch nützlich, daß sie die Eier mancher Insekten verbreiten helfen. Es gilt jetzt als erwiesen — besonders die Arbeiten A. Bau's haben hierin viel Klarheit geschaffen —, daß die von den Meisen im Winter gelegentlich gefressenen Eier mancher schädlichen Schmetterlinge, wie solche der Nonne, des Würstencapenspinner, des Schwammspinners und des Ringelspinners unverdaut teils ausgeschieden, teils mit anderen unverdaulichen Stoffen als Gewölle wieder ausgeworfen werden und lebensfähig bleiben, d. h. die Raupe entwickeln. Wenn also diese Vögel unseren Pflanzkulturen durch Vertilgen schädlicher Insekten Nutzen bringen, so können sie anderenfalls diesen Nutzen wieder durch Verbreiten solcher Insekten verringern.

Eine andere Tätigkeit entfalten die Drosseln im Winter. Diese fressen ebenfalls Kerbtiere aller Verwandlungsstufen, welche sie aber im Gegensatz zu den Meisen fast ausnahmslos aus dem alten Laube am Erdboden oder aus dem Waldmoose scharren. Aber in der Hauptsache durchsuchen die im Winter hier lebenden Drosselarten Busch und Wald nach den verschiedenen Beerensträuchern, um deren Früchte zu schmaufen. Besonders werden die Beeren des Hollunders, der Eberesche und Mistel, des Wacholders sowie die des Weiß- und Kreuzdorns bezogen. Die genannten Beerensträucher geben ihre Früchte jedoch nicht umsonst her, sondern beanspruchen von den Vögeln einen Gegendienst. Diesen leisten die Drosseln durch Verschleppen der Samenkörner. Die in den Beeren

enthaltenen Samen werden nämlich von den Vögeln nicht verbaut, sondern keimfähig wieder abgesetzt. Die Drosseln sind also hierdurch den erwähnten Strauchpflanzen behilflich, ihre Art weiter zu verbreiten. Besonders die Mistel, eine auf den Ästen verschiedener Bäume schwarzhohle Pflanze, ist bezüglich ihrer Verbreitung ganz auf die Drosseln angewiesen. Nur die Vögel, besonders die Misteldrosseln, sind es, welche diesen Strauch von Baum zu Baum verpflanzen, oftmals auch zum Leidwesen der Gartenbesitzer auf unsere Apfelbäume. Erwähnt sei noch, daß manchmal ein Samenorn von einer Drossel an einem für die künftige Pflanze recht ungünstigen Platz abgesetzt wird, dort keimt und Wurzel schlägt. So findet man nicht selten Ebereschen oder andere Sträucher — natürlich in Zwergform — auf alten Kopfreiden, Mauern und Dächern.

Unsere samenfressenden Vögel betätigen sich im Winter durch Vermindern der von allen Pflanzen im Ueber- und Uebermaß erzeugten Samen. In vielköpfigen Scharen streifen Zeisige, Hänflinge, Ammern, Grünfinken, Stieglitze und andere von Feld zu Feld, von Busch zu Busch, überall rastend, wo gereifte Samen zu Gaste laden. Hier sieht man einen Trupp Zeisige im Erlengebüsch turnen. Die reifen Früchte naschend; dort einen Schwarm Hänflinge zwischen den vertrockneten Unkrautstengeln; und wer im Winter einen Flug der so farbenschnöden Stieglitze trifft, wenn sie damit beschäftigt sind, die wolligen Samenköpfe der aus dem Schnee ragenden trockenen Distelstauden auszullauben, wird gewiß seine Freude an diesem lieblichen Winterbilde haben. Hier und dort bleibt dann gewiß ein Samenkörllein im Federkleide der Vögel haften und wird an anderer Stelle verloren, wodurch auch diese Vögel wieder für die Erhaltung der betreffenden Pflanzenart von Nutzen sind.

Wenn sich manche der genannten Samenesser, z. B. die Grünfinge, durch Abfressen von Obstbaumknospen unangenehm machen, so hat diese Betätigung für die wildwachsenden Bäume ihr Gutes, denn die Arbeit des Auslichtens und Beschneidens der Obstbäume durch den Gärtner, um ein besseres Wachstum zu erzielen, leisten in der freien Natur die Vögel.

Für unsere Raubvögel ist der Winter nicht gerade die Zeit der Not und Entbehrung, denn Habichte, Sperber, Wanderfalken finden auch während der kalten Jahreszeit genügend Beute. Wenn die Artwesenheit dieser gefiederten Räuber den Besitzer eines Geflügelhofes auch in Schrecken hält, so hat das Vorhandensein einer geringen Anzahl von Raubvögeln in Wald und Feld in mehr als einer Hinsicht seine guten Seiten. Den Raubvögeln fallen im Winter in erster Linie schwächliche, krankende Tiere zum Opfer, deren Mittel zur Selbsterhaltung (Schnelligkeit, Verstecktheit usw.) nicht genügend ausgebildet sind, und die doch später minderwertige Nachkommenschaft erzeugen würden. Die geflügelten Räuber verbessern also im Winter den Bestand einer Tierart zugunsten derselben durch Beseitigen der für das Fortbestehen ungeeigneten Exemplare. Den größeren Raubvögeln fallen ferner viele Saatkörner und Häher, die bei zahlreichem Auftreten dem Menschen schädlich sind, zum Opfer.

Wenn im Winter alles Insektenleben an geschützten Orten schlummert und die Aaskäfer und Totengräber ihre im Fortschaffen von verendeten Tieren bestehende Tätigkeit nicht ausüben können, dann haben verschiedene Raubvögel und das verschmitzte Volk der Krähen und Raben diese Arbeit übernommen. Besonders in schneereichen Wintern verwendet sehr viel Wild und anderes Getier, welches der Hungersnot und Kälte nicht standhalten konnte. Wald haben sich bei solchen Opfern des Winters Raubvögel und Krähen in großer Zahl eingefunden, und in kurzer Zeit ist ein gefallenes Tier verschwunden: Die tote Materie ist wieder in den Kreislauf des Lebens gezogen. —

Kleines feuilleton.

Gaustwirtschaft.

Kalbskopferichte. Vor zwanzig Jahren noch zahlte man für einen großen, fleischigen Kalbskopf mit Zunge und Gehirn 1,10 M. Heute muß man dem Schlächter mindestens das Doppelte dafür geben. Die seit langem herrschende Fleishteuerung hat gerade die Preise der sogenannten Schlachtabgänge, wie Leber, Niere, Milz, Kopf, ganz besonders in die Höhe getrieben. Trotzdem ist ein Kalbskopf auch heute noch eine vorteilhafte Erwerbung für Küche und Familientisch. Sein Fleisch ist ebenso nahrhaft wie wohlschmeckend und abwechslungsreich in der Verwendung. Deshalb weiß man es auch in der sogenannten feinen Küche zu schätzen.

Zunge, Hirn und der eigentliche Kopf werden oft gesondert verkauft. Bei kühlem Wetter kann selbst eine kleine Familie den Kauf eines Kopfes mit allem Zubehör riskieren.

Das Hirn muß zuerst verbraucht werden. Gewöhnlich wird es, nachdem es gehäutet und abgespült wurde, mit Salz, Pfeffer und Zwiebel gewürzt und in Fett gebraten, wobei man es zerrührt. Will man das Gericht verlängern, so kann man es mit Schweineieren mischen, die man sauber gewaschen und abgetrocknet, in dünne Scheibchen geschnitten und für sich in drei Minuten auf der

Flamme mit dem nötigen Fett gar gebraten hat. Dies gibt ein pikant schmeckendes Gericht. Sehr gut ist eine kalte Schüssel:

Kalbshirn in Gelee. 1/2 Liter Wasser kocht man mit 1—2 Bouillonwürfeln, 1 Zwiebel, 6 Pfefferkörnern, 1 Stückchen Lorbeerblatt und 1 Zweiglein Thymian auf, fügt guten Essig und Salz nach Geschmack hinzu und läßt den abgehäuteten Brägen hierin in etwa 20 Minuten gar ziehen. Mit dem Schaumlöffel legt man ihn in eine Schüssel und läßt nun in der kochenden Brühe — je nach der Jahreszeit — 6—8 Blatt beste weiße Gelatine aufschmelzen. Die Flüssigkeit gut ab, verfeinert sie wohl auch durch einige Tropfen Maggi und gießt alles durch ein Sieb auf den Brägen. An einem kühlen Orte muß das Gelee fest werden. Dann richtet man es hübsch auf flacher Schüssel an und verziert es nach Belieben mit Vierteln hartgekochter Eier, sauren Gurkenscheiben oder Kapern.

Die Kalbszunge wird sauber gewaschen und abgekraft. Dann kocht man sie in Salzwasser mit Zwiebel und Gewürz in 2 bis 2 1/2 Stunden gar und zieht die Haut ab. In Scheiben geschnitten, reicht man sie mit Petersilien-, Mostich- oder Tomatensauce.

Gebackene Kalbszunge stellt man her, indem man die nach voriger Angabe abgekochte und abgezogene Zunge der Länge nach teilt, mit Mehl, Ei und Semmel paniert und in Butter oder Palmöl überbraten läßt. Man reicht sie als Beigabe zu Spinat, Blumenkohl, Mohrrüben, Schoten und dergleichen.

Das Kopffleisch kann man auf verschiedene Art zubereiten. Nach grünlicher Säuberung kocht man den Kalbskopf in Wasser mit Salz, Zwiebel und Gewürz ganz weich. Die Knochen werden dann herausgenommen. Die großen Wadenstücke kann man panieren und überbraten. Sie passen zu denselben Gemüsen wie Kalbszunge. Die kleinen Stücke lassen sich folgendermaßen herrichten: Einen Teil der Brühe verkoht man mit hellem Schwitzmehl und schmeckt sie mit Zitronensaft ab. Das in möglichst ansehnliche Stücke zerteilte Fleisch muß ein Weilchen in der Sauce ziehen; dann gibt man gehackte Petersilie in das Gericht und trägt es auf.

Ragout von Kalbskopf. Auch hierzu kann man die kleinen Fleischstücke des Kopfes verwenden. Die Brühe wird mit braunem Buttermehl und etwas Essig oder Zitronensaft verköcht. Das Fleisch ist unterdessen mit Zitronensaft beträufelt worden. Man schmeckt die Sauce gut mit etwas Paprika und einer Prise Zucker ab, fügt eine gehackte saure Gurke hinzu, mischt das Fleisch darunter, nach Belieben auch frische oder getrocknete Pilze, Schwammkugeln oder einige hartgekochte Eiertertel und läßt das Gericht in der Schüssel, in der es angerichtet wird, noch eine Weile auf Wasserdampf durchziehen. Einige Tropfen Maggi dienen zur Verfeinerung. M. Kt.

Naturwissenschaftliches.

Das Milchmeer. Ueber ein ganz außergewöhnliches Leuchten des Meeres berichtet der Offizier des deutschen Dampfschiffes „Ambrisa“, H. Leithner, in den „Annalen der Hydrographie“. Auf ungefähr 7 Grad 17 Min. nördlicher Breite und 57 Grad östlicher Länge hat das genannte Schiff ein Meeresleuchten von ganz außerordentlicher, nur selten vorkommender Stärke angetroffen. Gegen 3 Uhr morgens leuchtete sich der Himmel. Nach weiteren 10 Minuten vermehrte sich die Lichtfülle ganz ungeheuer, und zugleich trat auf der Wasserfläche ein langer, helllichimmernder Streifen hervor, der in der Richtung von Nordost nach Südwest verlief. Währenddessen hatte sich auch das Leuchten des Meeres ganz enorm gesteigert. Diese eigenartige, zeitweilig sogar unheimlich wirkende Naturerscheinung erregte das Gefühl, als ob das Schiff zwischen unzähligen Nissen hindurchdampfte, und dieser Eindruck wurde noch bedeutend täuschender durch das Rauschen der brechenden Wellenkämme längsseit des Dampfers und durch mehrmaliges Auftreten von Stromkabelungen. Der Himmel überzog sich mit schwarzen Nimbuswolken, die allmählich von Osten herandrückten, und im großen Gegensatz dazu stand das vom Widerschein des Meeres ganz hell erleuchtete Deck. Der erwähnte, etwa vier Seemeilen lange Feuerstreifen war mittlerweile auch nähergerückt und hatte sein Aussehen derart verändert, daß man meinte, man hätte hohe steile Kreideseifen vor sich, die von einer starken Brandung umspült und erleuchtet wären. Nach einiger Zeit zeigten sich hinter und neben diesem hellen Feuerstreifen lange und schwarze Streifen, die Ähnlichkeit mit niedrigem Küstenland hatten, sich aber als unerkennbare Wasserstreifen erwiesen. Ganz allmählich verzog sich dann die Lichtfülle, bis nur noch ein schwacher Schimmer in nordwestlicher Richtung übrig blieb, der aber gegen 4 Uhr morgens ebenfalls verblasste und dann ganz verstand. Das Leuchten des Meeres blieb bestehen, wenn auch nicht mehr so intensiv wie vorher. Die Erscheinungen wiederholten sich in der folgenden Nacht in schwächerem Maße. Wahrscheinlich handelte es sich bei dieser ganz ungewöhnlichen Beobachtung um die aus dem Indischen Ozean unter dem Namen „Milchmeer“ bekannte Erscheinung, nur daß sie eben hier in so außerordentlicher, kolossaler Lichtfülle auftrat, wie sie selten gesehen wird. Das besonders in tropischen Gewässern vorkommende Leuchten des Meeres wird durch meist mikroskopisch kleine Organismen, Tiere und Pflanzen hervorgerufen, kommt aber auch bei größeren Tieren, namentlich Fischen der Tiefsee, vor. Das Licht wechselt nicht bloß in Stärke, sondern auch in Farbe, und es gibt ungefarbtes, röthliches, gelbliches, bläuliches und grünlisches Licht. Manche Seetiere leuchten nur während der Muskel- und Fraktionsbewegung.